Wer sich mit der Nachbildung der klassischen Dichtungen des Alterthums beschäftigt, stößt auf mancherlei Bedenken, unter andern auf folgende: ob im deutschen Hexameter statt des antiken Spondeus ein Trochäus stehen dürfe, ob sogenannte deutsche Spondeen, wie „Haushund" oder „Südost" ohne Unterschied zu gebrauchen seien, obgleich doch ohne Zweifel der erstere ein fallender, der letztere ein steigender Wortfuß ist (Haushund — Südost). Die Metriker geben darüber zum Theil sehr zuversichtliche Bestimmungen, diese widersprechen sich aber und erweisen sich bei genauerer Prüfung als willkürlich. So sagt Hoffmann in seiner „Wissenschaft der Metrik. Leipzig 1835". S. 169: Wie in ἀνθρώποισιν, obwohl der sprachliche Accent auf ω ruht, jede der drei ersten Silben, weil sie quantitätslang sind, in die rhythmische Arsis fallen kann; so können auch im Deutschen: Sturmwind, Urwald, Erdreich u. s. w. einen dactylischen, ebenso wie einen anapästischen (d. h. einen fallenden, ebenso wie einen steigenden) Spondeus bilden."

Könnte man sich bei dieser Bestimmung beruhigen, so wären die Bedenklichkeiten leicht gehoben. Aber die deutsche Sprache ist eben eine deutsche und keine griechische, muß also auch nach den ihr eigenthümlichen Gesetzen behandelt werden: eine Theorie, die schon 1575 der alte Fischart in folgenden Worten der Geschichtklitterung" klar und deutlich anerkennt: „dan wie sie (nämlich die Deutschen) ir sprach nit von andern haben, also wollen sie auch nit nach andern traben: eyn jede sprach hat ir sondere angeartete tönung und soll auch bleiben bei derselben angewöhnung.*)

*) Es ist dies zugleich ein Beispiel von deutschen Makamen lange vor Rückerts „Makamen des Hariri", dergleichen sich aus der „Geschichtklitterung" noch viele anführen ließen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es bleibt, um zu einer festbegründeten Ansicht über diese Fragen zu gelangen, Nichts weiter übrig, als die Einführung der antiken Metra in die deutsche Poesie historisch zu verfolgen. Aber freilich gehört eine gewisse Resignation dazu, die Werke unserer Dichter nicht sowohl des Inhalts, als der Form wegen zu studiren und wie ein zweiter Tannhäuser mit geschlossenen Augen durch die blumenreichen Auen der Dichtung zu wandern und Nichts zu sehen von den Wundern der Poesie, sondern nur zu hören auf den Klang der Jamben, Trochäen, Dactylen und Anapäste. Dies konnte mich aber nicht abschrecken, eben so wenig die Befürchtung, daß eine derartige Untersuchung im Allgemeinen wenig interessiren dürfte; denn ich habe dies Thema meinetwegen gewählt und die Verpflichtung, diesmal die Abhandlung für das Programm zu schreiben, als eine Nöthigung angesehen, über die angeregten Scrupel ins Klare zu kommen.

Hermann Weichelt.

Wenn man gemeinhin den Unterschied der antiken und der deutschen Metrik dahin angiebt, daß jene auf der Quantität, diese auf dem Accent beruhe, so kann dies leicht mißverstanden werden und bedarf einer genaueren Bestimmung.

J. H. Voß erzählt in seinen „Erinnerungen aus seinem Jugendleben" (Briefe von J. H. Voß, I. S. 25.), wie ihn einst, da er noch nie einen Hexameter gehört, ein Hausfreund, ein gewesener Landpastor, über Tisch gefragt habe, wie das Sprüchwort: „Fege erst vor deiner Thüre" auf lateinisch zu geben sei. Voß antwortete:

„Tècum hàbita et nòris, quam sìt tibi cùrta supèllex,"

indem er die Worte in der bezeichneten Weise betonte. „Das ist ja ein Hexameter!" rief der Landpastor und recitirte nun, indem er kopfnickend den Tact mit der Gabel schlug, den Vers noch einmal folgendermaßen:

„Tèc' habit' èt noris, quam sìt tibi cùrta supèllex."

Voß las hier offenbar ebensowohl nach dem Accent, als der Landpastor, nur nicht nach dem Versaccent, sondern nach dem Wortaccent. Und in der That besteht der Unterschied der antiken und deutschen Metrik hauptsächlich darin, daß im Deutschen Versaccent und Wortaccent zusammenfallen, während in den alten Sprachen der Versaccent ein künstlicher, von dem Wortaccente der vulgären Sprache ganz unabhängiger und meistentheils verschiedener ist,*) und jede Silbe, natürlich wenn es die Quantität zuläßt, in der Arsis stehen kann, mag sie sonst betont werden, wie sie will. So kann sogar die Stammsilbe den Accent verlieren und an die Flexionssilbe abgeben, wie dies z. B. bei dem Worte c a d u n t geschieht, welches in der vulgä-

*) Verse mit vollständiger Uebereinstimmung des Wort- und Versaccents, wie die bekannten Anfangsverse des Gedichts „De contemptu mundi" von Bernardus Morlanensis aus dem 12. Jahrh. (Polyc. Leyseri historia poetarum et poematum medii aevi. Hal. 1721. S. 413.):

Hora novissima tempora pessima sunt; vigilemus!
Ecce minaciter imminet arbiter ille supremus!

werden sogleich als mönchische Spielerei erkannt.

ren Sprache cadunt betont wird. Ja es kann sogar der Versaccent bei demselben Worte z. B. bei undas variiren, je nachdem die erste Silbe in die Arsis oder Thesis fällt. Wie konnte demnach Gottsched (Versuch einer critischen Dichtkunst für die Deutschen. 2. Aufl. Leipzig 1837. S. 351.) als die vornehmste prosodische Regel für die lateinischen Poeten diese aufstellen: „Ein Poet richte sich in der Scansion nach der gemeinen Aussprache"? Wie konnte der Poet das, wenn im Verse ein und dasselbe Wort das eine Mal so, das andere Mal anders betont wurde? Wenn demnach Lachmann in seiner Abhandlung „Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst" (Abhandlungen der Königlichen Academie in Berlin vom J. 1834) zum Entsetzen der an strenge Scansion gewöhnten und auf eine strenge Scansion haltenden Schulmeister von einem schwebenden Tanze der griechischen Verse sprach, der in dem ewigen Streit zwischen Versaccent und Wortaccent bestehen sollte; wenn ferner derselbe Gelehrte diesen Streit auch im Recitiren bemerklich zu machen suchte, indem er sowohl den Versaccent, als den Wortaccent hören lassen wollte: so mag dem großen Gelehrten dies wirklich gelungen sein; aber dennoch kann nicht geleugnet werden, daß er damit eine Forderung an sich stellte, die kein Sänger des Alterthums an sich gestellt hat.

Indessen hat der Versaccent in den alten Sprachen nicht immer so dominirt. Es gab eine Zeit, da auch die Verse der Lateiner nach dem Wortaccente gebaut waren. Der Nationalvers der Römer, der versus Saturnius, hat sich nach den vielen vergeblichen Versuchen, ihn auf Quantität zurückzuführen, als ein Accentvers erwiesen, der erst seit Livius Andronicus etwas mehr auf Quantität basirt wurde. So sagt Hermann (Epitome doctrinae metricae. Ed. alt. Lips. 1844. S. 220 ff.) von den Dichtern Saturnischer Verse: Pronuntiant verba sic, ut in quotidiano sermone consueverunt, includuntque etiam numero eo, qui illius sermonis proprius est, hoc est trochaico vel jambico, idque sic, ut fere numerent magis syllabas quam ponderent." Mit dieser Ansicht Hermanns stimmen schließlich alle bedeutenden Forscher überein; z. B. Apel (Metrik. Leipzig 1814. II. S. 618 ff.), Santen zum Terentianus Maurus (Ausg. von Lennep 1825. S. 175 ff.), Niebuhr (Vorträge über römische Geschichte, herausgegeben von Dr. Isler. Berlin 1846. I. S. 90.) und Bernhardy (Grundriß der römischen Literatur. 2. Bearb. 1850. S. 168.). Auch Servius erklärt schon die versus incomti bei Virgil (Georg II., 386) für „carmina Saturnio metro comta, quae ad rhythmum solum vulgares componere solebant." Wenn Servius nämlich hier von Versen spricht, die nur nach dem Rhythmus gebaut seien, so will er offenbar den Begriff des Rhythmus nicht im gewöhnlichen Sinne aufgefaßt wissen, in welchem unter Rhythmus jede nach bestimmten Gesetzen geregelte Bewegung verstanden wird; denn ohne einen solchen Rhythmus, der nicht einmal auf die Sprache beschränkt ist, ist überhaupt kein Vers denkbar, weder ein ac-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

centuirender, noch ein quantitirender. In diesem Sinne ist Rhythmus Gattungsbegriff, dem Metrum als Artbegriff untergeordnet ist. Vgl. Arist. poet. c. 4.: »τὰ γὰς μέτρα ὅτι μόρια τῶν ῥυθμῶν ἐστι, φανερόν« und Suidas, der unter dem Worte »ῥυθμός« das Metrum geradezu eine Art des Rhythmus (εἶδος τοῦ ῥυθμοῦ) nennt.*) Bei Servius ist aber offenbar der Rhythmus im engern Sinne zu verstehen, in welchem man carmina rhythmica den carminibus metricis entgegenstellt und darunter nach dem Wortaccent gemeßne Gedichte versteht — eine Bezeichnung, die Morhof a. a. O. S. 531 auch schon bekannt war. Für ein weit höheres Alter dieser Unterscheidung und Bezeichnung, als Koberstein (Grundriß der Geschichte der deutschen National-Literatur. 4. Aufl. 1847. I. S. 29. Anm.) nach Grimm angiebt (917 n. Chr.), spricht die oben aus Servius angeführte Stelle.

Zwar haben schon Plautus und andere ältere römische Dichter den saturnischen Nationalvers aufgegeben, aber ohne die Kraft des Accents zu brechen, und erst Ennius gelang es, den ganz auf Quantität gebauten griechischen Hexameter nach Rom zu verpflanzen. Vgl. das Putbuser Program von Crain „Plautinische Studien" S. 17, wo das Resultat der Untersuchung zusammengefaßt ist.

Bei den Griechen dagegen hat sich gleich zu Anfang die Quantität in der Form des Hexameters, in welcher auch die Götter durch den Mund der Priester in den Orakelsprüchen zu den Menschen redeten, so scharf ausgeprägt, daß der quantitirende Vers wirklich Nationalvers wurde und nur wenige accentuirende Lieder vorgekommen sein mögen, dergleichen eins Hermann in seiner Epitome doctr. metr. S. 220 aus Plutarch anführt: das sogenannte Mühlenlied »Ἄλει μύλα ἄλει.« Erst im Mittelalter kommt auch bei den Griechen ein Accentvers zur Geltung: der versus politicus, besonders von Tzetzes und Manasses cultivirt.

Bei den Römern aber blieb der Accentvers gangbar, nicht nur in den noch zu Ciceros Zeit hier und da gebrauchten Saturnischen Versen, sondern auch im Volkswitz und besonders in den Improvisationen der Soldaten.**)

Man braucht demnach in „der merkwürdigen Erscheinung accentirender Verse seit der Mitte des dritten Jahrhunderts" nicht ohne Weiteres mit Bernhardy a. a. O. S. 296

*) So faßt den Rhythmus schon Morhof in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie. 2. Aufl. Lübeck und Frankfurt 1702. (1. Aufl. 1682.) S. 501. Anders dagegen Minkwitz, welcher in seinem „Lehrbuch der deutschen Verskunst. 3. Aufl. 1854" S. 19. den Rhythmus als „die Musik" erklärt, „welche über dem Metrum hinschwebt" und S. 84. folgende Erklärung empfiehlt: Das Wesen des Rhythmus ist der eigenthümliche Schwung der Seele, der nach der Verschiedenheit dieses Schwunges sich in den lebensvollen Auf- und Abschwung eintheilt u. s. w. Wohl dem, der nun weiß, was Minkwitz unter Rhythmus eigentlich versteht!

**) Politische Verse aber, wie Treitschke im „Literarhist. Taschenbuch von 1848, herausgegeben von Prutz"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine „das Absterben einer lebendigen Poesie ankündigende Schwäche des antiken Sprach- und Formgefühls" zu sehen. Die Verse der Söhne des Mars lieben ja überhaupt nicht gerade eine sehr kunstgerechte Form, sondern bilden eine von den sonst geltenden Gesetzen der Metrik ziemlich unabhängige Gattung der Poesie und kommen in ihrer accentuirenden Form schon lange vor dem dritten Jahrhundert in der Blüthezeit der römischen Literatur vor. So sangen z. B. Cäsars Soldaten nach Sueton (J. C. c. 49.) inter cetera carmina, qualia currum prosequentes joculariter canunt, beim gallischen Triumphe die saubern Verse:

Ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias:
Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem.

Dahin gehören ferner die Verse, welche nach Vellejus II. 67, 4. die Soldaten auf Lepidus und Plancus sangen, die ihre eigenen Brüder hatten proscribiren lassen:

De Germanis, non de Gallis, duo triumphant consules.

In einem auf Octavian gemünzten Verse, welcher sich auf ein Gerücht bezieht, nach welchem Octavian einige Römer wegen des Besitzes kostbarer korinthischer Gefäße hat proscribiren lassen, finden wir sogar den Reim:

Pater argentarius, ego Corinthiarius (Suet. Oct. c. 70).

Auch noch in der neuern Zeit bediente sich der römische Witz dieser Form, wie der Spottvers auf Urban VIII. beweist:

Quod non fecerunt barbari
Fecerunt Barberini.

Dieser Papst hieß nämlich eigentlich Maffeo Berberini und ließ das alte Rom plündern — aus Kunstinteresse, um das neue Rom mit dem Raube auszuschmücken. Ganz besonders aber kommt der lateinische Accentvers, mit Reim und Assonanz verbunden, in den lateinischen Hymnen und Sequenzen zur Geltung und zwar in so ausgezeichneter Weise, daß allein schon wegen dieser lateinischen geistlichen Lieder Polycarpus Leyser das Mittelalter in einer besondern Dissertation „De ficta medii aevi barbarie in primis circa poesin Latinam. Helmst. 1719." gegen den Vorwurf der Barbarei vertheidigen wollte. Als älteste Beispiele sind hier anzuführen Hymnen von Ambrosius, also aus dem 4. Jahrh.:

Apparebit repentina dies magna Domini,
Fur obscura velut nocte improvisos occupans etc.

und der gereimte Hymnus:

S. 457 behauptet, wahrscheinlich verleitet durch Grotefend (Lat. Grammatik. 3. Aufl. 1820. II. S. 87.), sind dergleichen Verse nie genannt worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O lux beata trinitas,
Et principalis unitas,
Jam sol recedit igneus,
Infunde lumen cordibus.

Vgl. Santen a. a. O. S. 185 u. S. 206.

Und neben diesen kirchlichen kommen auch sonst noch im Mittelalter sehr viele lateinische Accentverse vor, zunächst an kirchliche Feste sich anschließend. Dahin gehören die Verse, welche am Palmsonntag bei der berüchtigten Prozession mit dem Palmesel gesungen wurden:

Aurum de Arabia
Thus et myrrham de Saba
Tulit in ecclesia
Virtus asinaria.
Orientis partibus
Adventavit asinus,
Pulcher et fortissimus,
Sarcinis aptissimus.

Vgl. Dibelius, Christliche Heortologie. Halle 1841. S. 63. Auch zu Grabschriften wurde dieser mittelalterliche Accentvers verwendet, wie z. B. in folgendem Epitaphium aus dem 9. Jahrh., welches Santen a. a. O. S. 188 nach Muratori mittheilt:

Archidiaconus quiescit hic vero Pacificus,
Sapientia praeclarus et forma praefulgida.
Nullus talis est inventus nostris in temporibus.

Außerdem entstand eine Unzahl von profanen Dichtungen, auch Trinklieder. Dahin gehört das bekannte im Rhythmus des „Gaudeamus" verfaßte Trinklied: „Mihi est propositum, in taberna mori", welches Morhof a. a. O. S. 526 mittheilt und dem Walter de Mapes (um 1210) zuschreibt. Indessen Leyser in seinem oben schon angeführten Werke, bekanntlich einer Hauptquelle für die lateinische mittelalterliche Poesie, führt zwar S. 785 auch ein carmen ebriosorum von Gualterus Mapes an, aber nicht das obige und nach einer Mittheilung von Koberstein a. a. O. I. S. 386 ist das „Mihi est propositum" vielleicht schon vor Walter de Mapes bekannt gewesen. Von demselben Walter de Mapes oder Gualterus Mapes existirt auch ein rhythmisches Klaglied an den Papst, von Leyser a. a. O. S. 779 ff. trotz der Ueberschrift: „carmen correctum subjungo" zum Theil in corrumpirter Gestalt mitgetheilt. So lautet die zehnte Strophe, deren Anfang offenbar den bekannten Spruch: „Denn wer da hat, dem wird gegeben u. s. w." in der Latinität des Mittelalters paraphrasirt, bei Leyser folgendermaßen:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Omnis habens muneratur:
Non habenti supplantatur
Id ipsum quod habuit.
In deserto mundi hujus
Nemo floret, nisi ejus
Bursa nondum vomuit.

Hier ist „ejus“ offenbar unrichtig und nach der sonst im ganzen Gedicht beobachteten Reimfolge aacbbc zu ändern in „cujus“. Ebenso ist der Schluß des Gedichts a. a. O. entstellt:

Turpe tibi pastor bone,
Si divina lectione
Spreta fiam laicus:
Aut absolve clericatu,
Vel fac ut in cleri statu
Perseverem clericus.
Dulcis erit mihi status
Si praebenda muneratus
Reditu, vel alio.
Vivam licet non abunde,
Saltem mihi detur unde
Perseverem studio.

Der Sinn verlangt offenbar:

Dulcis erit mihi status,
Si praebenda muneratus
Reditu vel alio,
Vivam licet non abunde,
Saltem mihi detur unde
Perseverem studio.

Mit dem Reim verband sich in diesen Poesieen bisweilen noch eine eigenthümliche Spielerei, indem man deutsche und lateinische Verse unter einander mischte. Ein derartiges Beispiel ist die auf Friedericus Strenuus, Landgrafen von Thüringen, 1380 verfertigte und von Morhof a. a. O. S. 723 mitgetheilte Grabschrift:

Hye lyt ein Fürste loebelich,
Quem vulgus flebile plangit,
Von Misne Markgraf Friderich

Cujus insignia pangit
Clerus, claustralis laicus etc.

Auch in den geistlichen Gesängen fanden sich Beispiele von solcher Mischpoesie; das bekannteste ist das dem Petrus Dresdensis zugeschriebene Lied:

In dulci jubilo
Nu singet und seid fro!

S. Wackernagel (D. Lesebuch. 2. Aufl. 1832. I. Sp. 971) und Kehrein (Proben der d. Poesie und Prosa. 2. Aufl. 1851. I. S. 223 ff.), welche beide das Lied in das funfzehnte Jahrhundert setzen, obgleich es nach Koch (Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs. 1847. I. S. 49.) schon in einer Handschrift des 14. Jahrh. über das Leben des Heinrich Suso erwähnt wird.

Der Reim aber ist der gewöhnliche Begleiter dieser lateinischen accentuirenden Verse; ja von den lateinischen Poeten des Mittelalters wird derselbe sogar in den quantitirenden Versen gebraucht, denen er eigentlich fremd ist. Allerdings werden schon von Santen zum Terentianus Maurus (Ausg. von Lennep 1825. S. 203 ff.) und Munk (Metrik der Griechen und Römer. 1834. S. 18.) aus den alten Klassikern Beispiele von Endreimen und Binnenreimen angeführt, denen noch folgende beigefügt werden können:

Vir, precor, uxori, frater succurre sororī. Ovid. Heroid. VIII. 29.
Non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunto
Et quoquunque volent animum auditoris agunto. Hor. a. p. v. 99—100.

Allein diese Reime sind sehr vereinzelt und scheinen nicht beabsichtigt zu sein; denn wer wird z. B. glauben wollen, daß Homer habe reimen wollen, wenn er einen Vers (Il. 18, 46.) mit dem Worte *Καλλιάνασσα* und den folgenden mit dem Worte *Ἰάνασσα* schließt? Indessen in einem gewissen Falle, den W. Wackernagel (Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock. 1831. S. IX.—XXVI.) entdeckt hat, ist der Reim auch bei den Alten gewiß nicht zufällig: bei dem syntactischen Parallelismus der beiden Hälften, in welche die Cäsur den Hexameter und Pentameter theilt. Zu den von Wackernagel a. a. O. meist aus Tibull, Catull, Properz und Ovid angeführten Beispielen können noch folgende gefügt werden:

Tu nihil invita dices faciesve Minerva. Hor. a. p. v. 385.
Ora citatorum dextra detorsit equorum. Virg. Aen. XII, 373.
Icarus Icariis nomina fecit aquis. Ovid. Trist. I, 90.

wo überall die beiden Hälften des Verses mit zusammengehörenden Worten schließen. Wackernagel macht darauf aufmerksam, wie dieser Parallelismus Reim auf Reim in die Hexameter und Pentameter flicht, und behauptet mit Recht, daß die Freude an diesem zur Verbindung wie zum Gegensatz gleich geschickten Widerklang gewiß die fleißige Uebung jenes Parallelismus ge-

fördert habe. Hiernach dürften die Urtheile der Gelehrten über diese Art von Reimen bei Santen a. a. O. S. 217 ff. und das Urtheil Santens selbst zu berichtigen sein.

Nun entstanden aber im Mittelalter auch Hexameter und Pentameter mit stehendem und durchaus nicht an syntactisch zusammengehörige Wörter gebundenem Binnenreim, z. B.

Caseus et p a n i s sunt optima fercula s a n i s.

Es sind dies die sogenannten leoninischen Hexameter, über welche W. Wackernagel schon 1831 eine vollständige Abhandlung versprochen hat, die leider noch nicht erschienen ist.

Ueber den Ursprung des Namens finden sich bei verschiedenen Autoren die verschiedensten Angaben.

Morhof a. a. O. S. 546 leitet die leoninischen Verse von einem Canonicus Leonius ab, ohne etwas Weiteres über diese Persönlichkeit beizubringen. Dagegen nennt schon Eberhard (Leyser a. a. O. S. 832) in seinem „Labyrinth" aus dem 13. Jahrh. den Erfinder Leo und so nennen ihn auch Du Fresne du Cange (Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis) und Fabricius (Bibliotheca med. et infimae aetatis. Tom. IV. 775.), welche beide diesen Leo in die Zeit Ludwigs VII. oder Philipp Augusts setzen. Dergleichen Verse existirten aber schon lange vor dieser Zeit, was sich u. A. auch aus monumentalen Inschriften nachweisen läßt. Dahin gehört die Inschrift der Steintafel, welche sich früher auf dem Grabe der Fastrada († 794), der dritten Gemahlin Carls des Großen, jetzt im Dome zu Mainz befindet und nach Bädeker (Die Rheinlande 10. Aufl. 1858. S. 136.) folgendermaßen lautet:

Fastradana pia Caroli Conjunx vocitata,
Christo dil e c t a, jacet hoc sub marmore t e c t a,
Anno septingentesimo nonagesimo quarto,
Quem numerum metro claudere Musa negat,
Rex pie quem g e s s i t Virgo; licet hic cinere s c i t
Spiritus ha e r e s s i t patriae, quae tristia n e s c i t.

Es treten uns hier die leoninischen Verse sogleich in ihrer barbarischen Form mit Verstößen gegen die Prosodie*) und Grammatik und mit unreinen Reimen entgegen. Die Verlängerung der letzten Silbe in pia und dilecta durch die Kraft der Arsis dürfte passiren, obgleich der Fall bei Endsilben, die auf einen Vokal ausgehen, viel seltener ist, als bei Endsilben, die auf einen Consonanten

*) Kein Wunder! Nahm es doch in damaliger Zeit selbst ein Alcuin mit der Quantität und der Zahl der Füße nicht allzu genau, wofür als Beleg dienen kann das von Bernhardy a. a. O. S. 317 angeführte Urtheil des Abts Theofrid über Alcuins Poesie: **Sed non attendit, quae syllaba longa brevis sit** — ein Urtheil, welches indessen nach Bähr (Geschichte der röm. Literatur 1840. Suppl. III. S. 82) auf Alcuins poetische Bearbeitung der **Vita Willibrordi** zu beschränken sein dürfte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausgehen. Dagegen ist unbedenklich fehlerhaft die Verkürzung der letzten Silbe von pie und die unreinen Reime fallen von selbst in die Augen, wenn man nicht etwa in den letzten beiden Versen statt der Binnenreime besondere Endreime und Mittelreime annehmen will. Das Prädikat Virgo wäre der Fastrada in der guten alten Zeit auch nicht zugekommen: erst die Kirchenväter nahmen es mit dem Gebrauch dieses Wortes nicht so genau. Auch die Verbindung von Rex Virgo, keineswegs zu vergleichen dem „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia“ erinnert an die Patristik, wie z. B. Hieronymus den Johannes virgo discipulus nennt. Der Indicativ bei licet ist ebensowenig zu rechtfertigen, als der ungefüge Gebrauch des doppelten „quem“ und der Gebrauch von gessit in der obigen Bedeutung ist mindestens sehr gewagt. Ferner ist hier zu erwähnen eine Grabschrift auf Remigius im 9. Jahrh. von Haldoinus verfaßt:

Doctor Francorum primus pastorque Remorum.

Vgl. Leyser a. a. O. S. 247. Aus dem 10. Jahrh. ferner ist die Inschrift an dem großen Fenster über dem Portale der Basilika San Zeno zu Verona, mitgetheilt von Metzerich in Westermanns Monatsheften (Aprilheft 1860. S. 106.). Es befinden sich nämlich am Umkreise des Rades Figuren, theils zu oberst sitzend mit Krone und Scepter geschmückt, theils unten am Boden liegend und nackt, theils in verschiedenen Stellungen emporklimmend und fallend. Zur Deutung dieser Allegorie sind ebenfalls leoninische Hexameter beigefügt:

En, ego fortuna moderor mortalibus una
Elevo, depono, bona cunctis vel mala dono.
Induo nudatos, de nudo veste paratos
In me confidit si quis, derisus abibit.

Bei Morhof a. a. O. S. 544 wird sogar ein Schriftsteller citirt, welcher erwiesen haben soll, daß schon 480 n. Chr. dergleichen Verse existirt haben, nämlich Naudaeus (Addition à l' Histoire de Louis XI. p. 146), den ich aber nicht habe auftreiben können.

Das älteste Beispiel leoninischer Verse ist folgende von Santen a. a. O. mitgetheilte Inschrift in einer von Belisar gegründeten Kirche zu Rom, also aus dem 6. Jahrh.:

Hanc vir patricius Vilisarius urbis amicus,
Ob culpae veniam condidit ecclesiam.
Hanc idcirco pedem sacram qui ponis in aedem,
Ut miseretur eum, saepe precare deum.

Schon dies älteste Beispiel der leoninischen Verse trägt die Spuren der Barbarei des Mittelalters an sich. Auf den prosodischen Fehler in „ecclesiam“ macht schon Santen a. a. O. aufmerksam; aber auch abgesehen davon, können die Verse noch nicht passiren. Idcirco ist prosodisch unrichtig mit kurzer ultima gebraucht; ponere in dagegen mit dem Acc., welches man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sonst noch tadeln könnte, rechtfertigt sich aus der Bedeutung. Vgl. Ramshorn, Lat. Gramm. 1824. S. 290. Anm. 2. und Reisigs Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft, herausg. von Hase. 1839. S. 728 mit Hases Anm. Aus Morhof scheint auch die Notiz bei Gottsched a. a. O. S. 74 zu stammen, daß die leoninischen Verse im 5. Jahrh. aufgekommen und den Namen von einem gewissen Canonicus Leonius haben, der sich damit zuerst hervorgethan. Bei Petri (Vorkenntnisse der Verskunst für Deutsche. Pirna 1812. S. 69.) wird der Erfinder ebenfalls Leonius genannt und als Pariser Mönch bezeichnet; bei Ramshorn dagegen (Lat. Grammatik. Leipz. 1824. S. 761.) wird er wiederum Leo genannt, aber auch als Pariser Mönch bezeichnet. Ebenso heißt bei Apel (Metrik II. S. 159.) der „angebliche Erfinder oder wenigstens Verbreiter" dieser Verse Leo und wird in das 10. Jahrh. gesetzt. Auch bei Wachler (Lehrbuch der Literaturgeschichte. 2. Aufl. 1830. S. 245.) kommt man über das Soll nicht hinaus: er leitet den Namen sogar von einem Papste Leo IV. († 855) ab. Aber Gibbon, der die leoninischen Verse recht wohl kennt (Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Weltreichs. Deutsche Ausgabe in Einem Bande. Leipzig 1843. S. 2118.) weiß von Leo IV. a. a. O. S. 2009 wohl zu erzählen, daß von ihm die Vorstadt des Vatican die leoninische Stadt genannt worden, weiß aber Nichts von ihm als Erfinder der leoninischen Verse. In Wigands Conversationslexikon wird der Name auf „einen Canonicus des Benedictinerordens zu Paris Namens Leo oder Leonius (um 1100)" oder sogar auf den „Papst Leo II. (683 n. Chr.)" zurückgeführt, welche Notizen sich auch in Meyers Conversationslexikon finden und aus den von Santen a. a. O. S. 216 citirten älteren Schriftstellern entnommen zu sein scheinen. In der „Allgemeinen Encyclopädie von Ersch und Gruber" sind die leoninischen Verse noch nicht behandelt; Grotefend aber in seinem Artikel „Hexameter" erwähnt a. a. O. S. 332 „leoninische Verse, welchen ein Mönch des 10. Jahrh. mit Namen Leo Eingang verschafft haben soll." Auch Santen a. a. O. S. 216 kann keinen Dichter ausfindig machen, von dem sich nachweisen ließe, daß nach demselben die leoninischen Verse benannt worden seien. Santen vermuthet zwar, daß der Name von Leo, dem Freunde des Sidonius Apollinaris, zu Ende des 5. Jahrh. herrühre, hat aber selbst zu dieser Vermuthung kein großes Vertrauen und kann auch nur nachweisen, daß dieser Leo Hexameter zu verfassen pflegte.

So findet man hier diese, dort jene Ansicht, je nach der Belesenheit des Autors vertreten. Das Wahre ist, daß nur der Name „leoninisch" sicher ist, die Ableitungen aber sammt und sonders nicht auf Thatsachen, sondern auf Vermuthungen beruhen.

Nun ist es jedenfalls auffallend, daß der französische Gelehrte, an dessen Poetik (Poetices libri septem. 1. Ausgabe 1561.) sich die ästhetische Bildung des 16. und 17. Jahrh. anlehnt, gerade von allen diesen Leonibus und Leoniis gar Nichts weiß oder Nichts wissen will.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er sagt (Poetices libri septem. Apud P. Santandreanum 1594. S. 183.) über den versus Leoninus:

Nominis causam ignoro; nam tametsi leoni cauda est, tamen ea ventri non est vel par, vel similis, id quod talibus evenit versibus. Nam quemadmodum in echicis cauda caudae respondet: ita in Leoninis cauda ventri.

Scaliger denkt also gar nicht daran, das Wort „leoninisch" auf irgend einen Leo oder Leonius zurückzuführen, sondern fühlt sich eher versucht, an eine Ableitung von leo zu denken, obwohl ihm auch diese Ableitung nicht genügt, weil der Schwanz des Löwen nicht genau dem Bauche entspricht, wie das Ende der leoninischen Verse der Mitte. Somit ergiebt sich mit Sicherheit nur, daß für die bezeichneten gereimten Hexameter aus irgend welchen unbekannten Gründen der Name „leoninisch" aufgekommen ist, und wahrscheinlich hat man später, als man nach der Ursache des Namens forschte, von dem Namen „leoninisch" auf eine Persönlichkeit Leo oder Leonius als Urheber dieser Verse geschlossen. Wir würden es demnach hier mit einer Form des Mythus zu thun haben, die nicht vereinzelt dasteht. Sehr häufig hat ein Name, der die deutende Phantasie des Volks herausforderte, sowohl zur Erdichtung von Begebenheiten, als von Persönlichkeiten Veranlassung gegeben.

So gab der Name der Burg von Karthago *Βύρσα* (d. h. Fell), entstanden aus dem phönizischen Bozra (d. h. Burg), die Veranlassung zu der bekannten Sage von der Gründung der Stadt Karthago durch die List der Dido. So gab ferner der Name Mäusethurm, vielleicht entstanden aus Mauththurm (Zollthurm) die Veranlassung zu der bekannten „Geschicht" (Seb. Münster) vom Erzbischof Hatto, den die deutsche Sage ebenso von Mäusen verzehrt werden läßt, wie die dänische den Snio und die polnische den Popiel. Ebenso gab der Name Ludwig der Salier (d. i. der Franke) entweder durch eine Verwechselung mit Saltator, wie Leo (Lehrbuch der Universalgeschichte. 1836. II. S. 279) will, oder durch eine verkehrte Ableitung von salire die Veranlassung zu der bekannten Sage von Ludwig, dem Springer, dessen salto mortale aus der Burg Giebichenstein nur glaublich ist für den, der nie an Ort und Stelle war. So verführte auch das Bestreben, den Namen unserer Stadt Demmin zu erklären, zu der Sage von dem Streite der beiden Prinzessinnen (Stolles Chronik S. 4.), welche sich beide die Stadt zugeeignet und gesagt hätten: se is Din und Min. Dieselbe Bewandtniß hat es mit der von Stolle a. a. O. erzählten Sage von der Entstehung des Namens der Stadt Minden (in Urkunden Mindin), welche in der Hauptsache mit der Demminer Sage übereinstimmt, aber natürlich die betreffenden Worte umkehrt: Dat is min, dat is din. Ebenso verhält es sich mit der lieblichen Sage von Oschatz und der etwas derben von Usedom. Dergleichen Erzählungen sollen den Namen erklären, finden aber umgekehrt selbst erst ihre Erklärung in dem

Namen. So gab der Name der legio fulminatrix die Veranlassung zu der von Tertullian, Eusebius und Xiphilinus, dem Epitomator des Dio Cassius, erzählten Legende von der wunderbaren Errettung des römischen Heeres unter Marc Aurel am Gran im J. 174. Wenn Xiphilinus im Dio Cassius c. 71, 9 erzählt, daß auf das Gebet der Christen ihr Gott die Feinde mit dem Blitz getroffen (κεραυνῷ βαλεῖν), die Römer aber mit einem Regenguß erquickt habe (ὄμβρῳ παραμυθήσασθαι), worauf der Kaiser der Legion, welcher er seine Rettung verdankte, den Namen κεραυνοβόλος gegeben habe: so ergiebt sich dagegen aus Gruters Inschriften (Fiedler, Geschichte des römischen Staats. 2. Aufl. S. 278 u. 366.), daß jener Beiname der zwölften Legion schon vor dem Jahre 174 existirte. Auch die griechische Sage von der Entstehung der Menschen aus den Steinen des Deukalion und der Pyrrha findet ihre Erklärung in dem Wortspiel von λᾶς (Stein) und λαός (Volk), während man umgekehrt die auffallende Aehnlichkeit von λᾶς und λαός aus der Sage hat erklären wollen. So ist auch die Prophezeiung zu erklären, welche der Fürst Poniatowski, der bei Leipzig in der Elster seinen Tod fand, in seiner Jugend erhalten haben soll: er solle sich vor der Elster hüten. Es ist ein vaticinium post eventum, wie dasjenige, welches Diocletian nach Vopiscus c. 13 u. 14 von einer Druidin erhalten haben soll: Imperator eris, cum Aprum occideris. Diocletian soll darauf so manchen Eber (aper) auf der Jagd erlegt haben, bis er den rechten Eber, nämlich den Gardepräfecten Aper traf. Kein Wunder, daß Diocletian als Kaiser die schon bei seinen Lebzeiten verbreitete Sage gern adoptirte, da er so seine eigenmächtige Justiz als Erfüllung einer göttlichen Mission rechtfertigen konnte.

Auch zur Fiction von Persönlichkeiten gaben Namen Veranlassung. So wurde aus „Cüstrin" eine „Küsters Trine", welche den um einen Namen für die neue Stadt verlegenen und deshalb am Thore wartenden Rathsherren mit ihrem eigenen aus der Verlegenheit helfen mußte. So entstand aus dem Namen der Hellenen und der vier griechischen Stämme der Stammbaum des Hellen mit seinen Söhnen Aeolus und Dorus und seinen Enkeln Jon und Achaeus, gerade wie die Namen der drei germanischen Stämme „Ingävonen, Hermionen und Iscävonen" auf drei Söhne des Mannus zurückgeführt werden (Vgl. Tac. Germ. 2.).

So können wir auch getrost den Leo oder Leonius, den sogenannten Erfinder der leoninischen Verse, in das Gebiet der Sage verweisen und kehren von der Untersuchung über den Namen zu den leoninischen Versen selbst zurück.

Da giebt es zunächst lateinische Hexameter, welche sich von gewöhnlichen Hexametern nur dadurch unterscheiden, daß in ihnen regelmäßig ein beliebiges Wort in der Mitte mit dem Ende des Verses reimt: das sind die eigentlich so genannten leoninischen Verse. Vgl. Santen a. a. O. S. 215. Dahin gehören die medicinischen Aphorismen der „Schola Salernitana",

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die schon Gibbon a. a. O. S. 2118 mindestens über das Jahr 1066, das Todesjahr Eduards des Bekenners, an den sie gerichtet sind, hinaufsetzt. Im Laufe der Zeit fanden sich immer mehr Salernitanische Gesundheitsregeln ein, sodaß die neue Ausgabe von Daremberg (L'Ecole de Salerne. Paris 1860.) schon 1870 und des neapolitanischen Arztes Dr. Renzi Anthologie nach Thierfelder (Schmidts Jahrb. der gesammten Medicin. Jahrg. 1860. S. 139.) sogar 2130 solcher Verse enthält, während man in der Ackermannschen Ausgabe (Stendal 1790.) nur 364 zählt. Leyser scheint die „Schola Salernitana" gar nicht zu kennen, wenigstens erwähnt er dieselbe in seiner „Historia poetarum et poematum medii aevi" nicht. Dergleichen Vorschriften zur Erhaltung der Gesundheit, die hauptsächlich für die durch ihre Lebensweise leicht zu Krankheiten, namentlich zu Hypochondrie disponirten Mönche bestimmt waren, sind folgende:

Post coenam stabis vel passus mille meabis.
Cur praeda es mortis, cui crescit salvia in hortis,
Gignit et humores melius vinum meliores.

Auch Grabschriften werden häufig in leoninischer Form abgefaßt, wie wir oben S. 12 f. schon gesehen haben. Vgl. auch die Grabschrift auf Beda Venerabilis:

Hac sunt in fossa Bedae Venerabilis ossa. (Apel a. a. O. II. S. 159.)

und die auf Thomas Becket mit barbarischer Zeitbestimmung:

Annus millenus centenus septuagenus
Primus erat, Primas quo ruit ense Thomas. (Leyser a. a. O. S. 437.)

In folgender Grabschrift auf Ludwig den Frommen, welche Bähr (Geschichte der röm. Lit. 1840. Suppl. III. S. 32.) mittheilt:

Rex Ludovicus pietatis tantus amicus,
Quod Pius a populo dicitur et titulo —

ist sogar, wie sich aus dem Sinn des Epitaphiums ergiebt, „quod" statt „ut" gebraucht. Auch Spielereien mit Zahlzeichen und Abbreviaturen wurden in diesen leoninischen Versen angebracht, wie z. B. in folgender Grabschrift auf den Herzog Heinrich IV. in der Kreuzkirche zu Breslau vom Jahre 1290, welche Wackernagel a. a. O. S. 10 mittheilt:

Hen. quartus mille tria C minus X obit ille
Egregiis annis Sle. Cra. Sand. dux nocte Johannis.*)

*) Diese Spielerei wird noch überboten durch folgenden vor einigen Jahren zuerst in einer englischen Zeitschrift mitgetheilten mittelalterlichen Rebus.

Quid tu tua te
bis be bla avit
rarara es et in ramramram il.

d. i. Henricus quartus MCCXC obit ille egregiis annis Slesiae Cracoviae Sandomiriae dux nocte Johannis.

Ferner giebt es eine Menge Sentenzen in leoninischer Form, z. B.

Dum canis os r o d i t, socium, quem diligit, o d i t.

Per risum m u l t u m debes cognoscere s t u l t u m.

Auch schon bekannte Verse aus lateinischen Klassikern mußten die Form der beliebten leoninischen Verse annehmen. So wurden die Verse Ovids (Trist. I. 9, 5 und 6.):

Donec eris felix, multos numerabis amicos:

Tempora si fuerint nubila, solus eris.

umgeformt in:

Tempore fel i c i multi nnmerantur am i c i:

Cum fortuna p e r i t, nullus amicus e r i t.

Vgl. Grotefend, Lat. Grammatik. 1820. II. S. 87.

So geläufig waren dem Mittelalter die leoninischen Verse, daß sie allenthalben angewendet wurden, sogar als Rand- oder Schlußbemerkungen zu den Handschriften. Dahin gehört die Randbemerkung einer sanctgallischen Handschrift, welche Scheffel in den Anmerkungen zu seinem „Ekkehard“ S. 399 mittheilt:

Libro compl e t o saltat scriptor pede l a e t o.

Wir sind im Obigen schon mehreren metrisch fehlerhaft gebauten leoninischen Versen begegnet; das Mögliche aber leistet in dieser Beziehung der auf der Scheide des 10. und 11. Jahrhunderts verfaßte und nur in Fragmenten erhaltene Ruodlieb, welcher zahlreiche Beispiele sowohl von prosodischen Fehlern, als auch von Assonanzen, Alliterationen und ganz unreinen Reimen darbietet und sogar deutsche Worte mit lateinischen abwechseln läßt. (S. Koberstein a. a. O. I. S. 61. Anm. und Grimm und Schmeller, Lat. Gedichte des X. und XI. Jahrh.). Man vergleiche besonders das Fragment VIII, welches von zahmen Staaren erzählt, die ihr Futter selbst verlangen und gelehrt sind:

Nostratim f a r i „Pater“ et „noster“ recit a r e

Usque „qui es in coel i s“ lis lis lis triplic a t i s.

Im Fragment XVI werden Jemand Liebesgrüße aufgetragen:

Tantundem l i e b e s, veniat quantum l o u b e s

Et volucrum w u n n a quot sint, tot dic sibi m i n n a

Graminis et f l o r u m quantum sit, dic et hon o r u m.

Hier haben wir im 2. Verse des Fragments VIII statt des versus Spondaicus sogar, so zu sagen, einen versus Trochaicus, wenn man in „triplicatis“ die Position bei der muta cum

liquida gelten lassen will; sonst würden die beiden ersten Silben in „triplicatis [illegible] Pyrrhichius bilden. Im Fragment XVI ist der erste Hexameter unvollständig, auch wenn man „liebes“ durchaus gewaltsam als steigenden Spondeus accentuirt; außerdem ist im 2. Verse der Gebrauch von „sibi“ statt „ei“ fehlerhaft.

Mit zwei Reimen waren aber die leoninischen Reimschmiede noch nicht zufrieden: je mehr Reime, desto besser! Vgl. folgendes Beispiel bei Morhof a. a. O. S. 546:

Vos estis, Deus est testis! teterrima pestis.

In den bisher angeführten Beispielen von leoninischen Versen hatten wir die Reime innerhalb derselben Verse, also Binnenreime; es giebt aber auch leoninische Verse mit Endreimen, von Eberhard in seinem Labyrinth (Leyser a. a. O. 832.) versus caudati genannt. Und solche Hexameter dichteten selbst Männer wie Petrarca und Bembo. Dahin gehört des Ersteren sinnreiche von ihm selbst verfaßte Grabschrift:

Frigida Francisci tegit hic lapis ossa Petrarcae,
Suscipe virgo parens animam: Sate Virgine parce
Fessaque jam terris coeli requiescat in arce. —

desgleichen die nicht minder sinnreiche von Bembo auf Dante verfaßte aus dem Jahre 1483:

Jura monarchiae, superos, phlegethonta, lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousque etc.

Vgl. K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik. 2. Aufl. 1846. I. S. 11 und 27.

Aber mit bloßen Endreimen waren die Reimkünstler des Mittelalters noch nicht zufrieden: man mußte noch mehr Geklingel haben und zum Endreim noch den Binnenreim fügen, so daß Einem vor lauter Reimen Hören und Sehen vergeht. Mehrere derartige Beispiele finden sich in Eberhards Labyrinth, z. B.

Virgo beata salusque parata, benigna precanti,
Dona rogata dabis cumulata tibi famulanti.
Spes miserorum duxque piorum, florida vitis,
Fons bonitatis, lux pietatis, sis mihi mitis.

(Leyser a. a. O. S. 835.)

Auch ließ man die Binnenreime noch den Endreimen correspondiren, wie es z. B. der Fall ist in folgenden von Morhof a. a. O. S. 548 mitgetheilten Hexametern:

Stat foris ante fores Michael dicens, quod honores
Immutent mores, raro tamen in meliores.

Und das geschieht sogar in größeren zusammenhängenden Erzählungen, z. B. in dem von Leyser a. a. O. S. 398 dem Erzbischof von Tours Hildebert zugeschriebenen Gedicht aus dem 12.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahrh. „De excidio Trojae“, welches zur Hälfte aus lauter solchen leoninischen Versen und noch dazu Distichen besteht, welche ein klassischer Dichter zu solchen Beschreibungen gewiß nicht verwendet hätte. Vgl. z. B. Vers 171 ff.:

Raptu Tyndaridis furor est accensus Atridis
Bellaque Dardanidis movit amor Paridis.
Sic facies Helenae fuit exitus urbis amoenae,
Crines, colla genae cunctaque comta bene.
Praesidium fidum stetit urbis in Hectore, qui dum
Stabat, Dardanidum robur erat validum. —

Hier begegenet uns wieder, wie schon oben S. 12, ein lateinisches Beispiel der neuerdings beliebten Reimart:

Meister — heiß't er,
fidum — qui dum.

Fast alle bisher erwähnten Reimformen kommen in folgender Grabschrift vor, welche die Mönche zu Oliva dem Herzog Schwantepolck († 1266) gesetzt haben:

Dux Swantipolcus persolvit debita mortis,
Ingenuus, sapiens ac ad certamina fortis,
Atque dei cultor, fidei defensor et ultor,
Veri zelator, magnus cleri venerator,
Osor iniquorum, vehemens corrosor eorum;
Juste censebat suppressis subveniebat,
Causas cunctarum primo tractans viduarum;
Juri causarum post intendens reliquarum etc.

(Kantzows Pomerania, herausg. von Kosegarten. 1816. I. S. 485.)

Die Krone aber wird der ganzen Spielerei aufgesetzt durch ununterbrochenes Reimen der über einander stehenden Wörter in folgendem Beispiel bei Morhof a. a. O. S. 549:

Quos anguis dirus Christi mulcedine pavit,
Hos sanguis mirus tristi dulcedine lavit.

Auch diese Beispiele tragen zum Theil, auch abgesehen von ihrer Reimform, die Spuren der Barbarei des Mittelalters an sich; ich erinnere nur an den Gebrauch von quod statt der Construction des Acc. c. Infin. S. 19 u. und an den Gebrauch der vox hybrida „zelator“ (Zelot, Eiferer, eifriger Verehrer). Diese Latinität giebt uns einen Vorgeschmack der Latinität der Gelehrten, die sich streiten, ob eine „persona apta ad fiendum doctor in theologia“ genannt werden müsse „magister nostrandus“, oder „noster magistrandus“. Aus den Briefen dieser

obscuri viri würden sich die ergötzlichsten Beispiele von leoninischen und gereimten rhythmischen Versen anführen lassen, wenn sich entscheiden ließe, was an dieser köstlichen, von den einfältigen Mönchen zuerst mit großer Befriedigung aufgenommenen Persiflage der mönchischen Rohheit und Bornirtheit Dichtung, was Wahrheit, was Parodie, was Copie ist. Eine Probe eines wirklich im Latein der Dunkelmänner von einem Mönch abgefaßten Schreibens ist der in Rotermunds Ausgabe Vorr. S. XII angeführte und von einem Mönch Balthasar Schlaug an Ortuin gerichtete Brief. K. v. Raumer setzt a. a. O. I. S. 120 die Herausgabe der Briefe der Dunkelmänner in das Jahr 1517; da aber Ulrich v. Hutten schon in einem Briefe vom 11. Sept. 1516 und Thomas Morus in England in einem Briefe vom 31. Oct. 1516 die epistolae obsc. vir. erwähnt (Rotermunds Ausg. S. XIII.), so müssen diese Briefe spätestens im Jahre 1516 erschienen sein.

Hiermit stehen wir an der Grenzscheide der eigenthümlichen Literatur der leoninischen Verse. Mit dem Auftreten der Humanisten verschwinden auch diese Ausgeburten der Barbarei des Mittelalters, oder kommen doch nur noch äußerst selten vor. Spätlinge dieser Art sind: die Grabschrift auf Carl V. bei Grotefend (a. a. O. S. 87.):

Carolus est intus, recubans hic nomine quintus:
Ex rebus gestis reliqua haud nescire potestis. —

ferner der hämische Spottvers eines Mönches auf Erasmus bei Scaliger a. a. O. S. 183:

Hic jacet Erasmus, fuerat qui ridiculus mus.

den ein Kanonikus zu Salamanka so parodirt hat:

Quien dice mal de Erasmo, ó es fraile, ó es asno.

(Wer von Erasmus schlecht spricht, ist entweder ein Mönch, oder ein Esel.)

Oder der Zufall trieb sein Spiel. Dahin gehören die bekannten Verse, welche die Quantitätsverschiedenheit ähnlich klingender Wörter veranschaulichen sollen, z. B.

In silvis lepores, in verbis quaere lepores.

Pluribus ille refert, quae non cognoscere refert.

So passirte auch einst dem genialen Frischlin — ein leoninischer Vers. Als ihn nämlich in Marburg ein Student ansang:

Tu Frischline vates —

und nicht weiter konnte, antwortete Frischlin so, daß ein leoninischer Vers herauskam. Wie, erzählen Melandri Jocoseria. (Nürnberg 1643. S. 167 ff.)

Oder man will in der neuern Zeit den Anschein eines höhern Alters gewinnen und ahmt diese mittelalterlichen Verse sogar mit ihren prosodischen Fehlern nach, wie es der Fall ist in dem zuerst im Jahre 1722 in der Zeitschrift „Das gelahrte Preußen" gedruckten, angeb-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich um 1300 verfaßten Vaticinium Hermanni monachi Lehninensis ordinis Cisterciensis de domo Brandenburgica. Es ist dieses oft tendenziös ausgebeutete und sogar interpolirte Vaticinium aber theils ein vaticinium post eventum, theils ein vaticinium ad eventum. Das Gelüst des sogenannten Propheten tritt am Schluß klar zu Tage, in der Weissagung, daß der ultimus stemmatis als König über Deutschland herrschen, die Klöster wieder herstellen und dem katholischen Klerus seinen früheren Glanz wieder verleihen werde:

Priscaque Lehnini surgent et tecta Chorini
Et veteri more clerus splendescet honore
Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.

Mit dem Wolf, der den Schafen nachstellt, ist natürlich der Protestantismus gemeint. Weiter auf dieses sogenannte vaticinium einzugehen, ist hier unmöglich; die Literatur über diesen Gegenstand findet man verzeichnet bei Hase (Kirchengeschichte 7. Aufl. S. 610.), wo noch die Abhandlung von Dr. Wilken im 2. Heft des 6. Bandes der „Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte" (Jahrg. 1846.) nachzutragen wäre.

So bleibt also die Zeit der Humanisten die Grenzscheide dieser Mönchsliteratur. Den Humanisten sind die leoninischen und rhythmischen lateinischen Verse mit ihren Reimen so sehr ein Kennzeichen der Geschmacklosigkeit, daß sie dieselben streng meiden und die Mönche nicht besser lächerlich zu machen glauben, als wenn sie ihnen die rohesten derartigen Erzeugnisse in den Mund legen.

Und in der That ist der Reim, besonders der zweisilbige, wie er in der ursprünglichen Form der leoninischen Verse vorkommt, unverträglich mit der klassischen quantitirenden Metrik, weil er jeden Quantitätsvers, auch den prosodisch richtig gebauten, in einen Accentvers auflöst. Da es nämlich der Reim war, der diese Verse so beliebt machte, so lag besonders bei häufiger Wiederkehr derartiger Verse und bei gleicher Quantität der Reimwörter die Versuchung nahe, diese Reime vorzugsweise zu betonen. Eine derartige Betonung hob aber die quantitirende Betonung auf. Las man z. B. den Vers:

Post coenam stabis vel passus mille meabis.

als Hexameter, so fiel von den beiden reimenden Silben des ersten Wortes die erste in die Thesis, die zweite in die Arsis, im zweiten Worte umgekehrt die erste reimende Silbe in die Arsis, die zweite in die Thesis. Dann wurde aber der Reimklang verdunkelt; sollte man den deutlich hören, so mußten beide Reimsilben gleichmäßig in die Arsis und Thesis fallen. In diesem Falle hörte man aber wieder keinen Hexameter, sondern es wurde ein Accentvers daraus und der obige Vers lautete dann so:

Post cŏenam stăbis vel păssus mille meăbis.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und so werden noch jetzt unsere jungen Lateiner, auch die des Hexameters kundigen, folgenden leoninischen Hexameter in ihren lateinischen Uebungsbüchern unbedenklich so lesen:

Per rìsum mùltum debes cognòscere stùltum.

Als vorherrschenden Zug erkennen wir also auch in diesen sogenannten quantitirenden leoninischen Versen des Mittelalters eine gewisse Hinneigung zur accentuirenden Metrik, dem Grundzuge der deutschen Metrik. Auch war diese Poesie die erste Veranlassung zur Nachahmung antiker Metra im Deutschen. Dahin gehören die von Wackernagel in seiner „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock" S. 6 f. angeführten Uebersetzungen und Paraphrasen lateinischer leoninischer Hexameter. Als das älteste Beispiel der Art führt W. aus einer ums J. 1340 geschriebenen Handschrift folgende Verse an:

Ez sin dri e r e, der ein jeglich man wol emp e r e:
Alt (l. Alter) man ge f ü r; sitze siech; heb an, du verl ü r. —

die man indessen schwerlich anders als Hexameter wird lesen können, als wenn man sich das Versmaß darüber schreibt. Das Original lautet nach Wackernagel:

Absit honor t r i n u s: langwentis sessio, p r i m u s
Actus (l. Jactus) lus o r u m et precessus seni o r u m.

Außer den von W. vorgeschlagenen und im Text angeführten Verbesserungen scheinen mir noch einige andere nothwendig. Zunächst ist im lat. Original „langwentis sessio" entsprechend dem „sitze siech", zu verändern in „languentis sessio", „precessus" in „praecessus", wenn man nicht eine nachlässigere Orthographie für jene Zeit annehmen will. Außerdem ist in der deutschen Paraphrase offenbar „heb an, du verlür" corrumpirt. Aus dem entsprechenden „primus jactus lusorum" sieht man, daß der Sinn ist: Es ist eine eitle Ehre, eine Ehre, der man wohl entbehren kann, beim Spiel den Anfang zu machen. Dem deutschen Moralisten scheint sogar „anfangen zu spielen" gleichbedeutend zu sein mit „anfangen zu verlieren". Daher vermuthe ich, daß mit Weglassung des Kommas geschrieben werden muß „heb an zu verlür"; wenigstens ist der Vorschlag immer noch annehmbarer, als „du" ganz zu streichen, um nur einen entsprechenden Sinn zu erhalten. Die Verse würden demnach im Ganzen so lauten:

Absit honor t r i n u s: languentis sessio, p r i m u s
Jactus lus o r u m et praecessus seni o r u m.
Ez sin dri e r e, der ein jeglich man wol emp e r e:
Alter | man ge | f ü r; || sit|ze siech; | heb an zu | verl ü r.

Es beruht hier die Emendation, wenn es eine Emendation ist, hauptsächlich auf der Weglassung des Kommas. Durch dieses einfache Mittel glaube ich auch eine Stelle im Aristoteles emendiren zu können, die noch in allen Ausgaben corrumpirt gelesen wird und von Lambin bis Stahr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die wunderlichsten Erklärungsversuche hervorgerufen hat. Die Stelle steht in der Politik V, 8. § 22 (Stahr) und lautet in den Ausgaben so:

»Οὐ γίγνονται δ' ἔτι βασιλεῖαι νῦν, ἀλλ ἄνπερ γίγνωνται, μοναρχίαι καὶ τυραννίδες μᾶλλον.«

Hiernach läßt man den Aristoteles sagen:

„Es kommen jetzt keine Königsherrschaften mehr vor, sondern wenn sie vorkommen, so sind es vielmehr Monarchieen und Tyrannenherrschaften."

Der Unsinn wäre denn doch etwas zu stark, selbst wenn der Autor nicht der Denker von Stagira wäre. Nicht besser sind wir dran, wenn wir mit Stahr, dem auch Biese in seiner „Philosophie des Aristoteles" II. S. 519 folgt, ein *»τοιαῦταί τινες«* ergänzen und so übersetzen:

„In unsern Tagen bilden sich nun freilich keine Königthümer mehr, sondern, was der Art etwa entsteht, sind vielmehr Monarchieen und Tyrannieen."

Auch hier werden Königthum, Monarchie und Tyrannie einander coordinirt, obgleich Monarchie ohne Zweifel ein Gattungsbegriff ist, dem Tyrannie und Königthum als Artbegriffe untergeordnet sind. Es dürfte kaum nöthig sein, zum Beweise noch folgende Stellen aus Aristoteles anzuführen: Arist. Pol. III, 5 §. 2 und §. 4. — IV, 8 §. 3. — V, 8 §. 2. — V, 9 §. 16 (Stahr). — Eth. Nic. VIII, 12 p. 1160 a 36 ff. (Bekker): *»παρέκβασις δὲ βασιλείας μὲν τυραννίς· ἄμφω γὰρ μοναρχίαι.»* Aristoteles kann demnach nur geschrieben haben:

»Οὐ γίγνονται δ' ἔτι βασιλεῖαι νῦν, ἀλλ' ἄνπερ γίγνωνται μοναρχίαι, τυραννίδες μᾶλλον.«

was folgenden einfachen Sinn giebt:

„Es kommen jetzt keine Königsherrschaften mehr vor, sondern wenn Monarchieen vorkommen, so sind es vielmehr Tyrannenherrschaften."

Wie mag aber die Corruption entstanden sein? Vermuthlich glaubte ein Abschreiber, welcher die beiden Worte *»μοναρχίαι τυραννίδες«* so neben einander las, es recht klug zu machen, wenn er beide durch ein *καὶ* verband und — der Unsinn war fertig. Kehren wir von dieser Abschweifung wieder zu den leoninischen Versen zurück. Wackernagel führt a. a. O. S. 7 aus einer Görlitzer Handschrift vom Jahre 1387 noch andere leoninische Verse an, die es aber, in der mitgetheilten Form wenigstens, nur theilweis sind. Es ist eine Glosse zum Sachsenspiegel, welche von den Ehehindernissen handelt, bestehend aus drei Hexametern und einem Pentameter:

Merkit nu r e c h t e, welche sachin schelin an dem e c h t e.
Uor wes kor nicht frey lop mageschaft schande muz absin.
Czwey loube not orde vatterschaft suche mit kor wort.
Wer swoger ist odir k a l t dy sint von echte gesp a l t.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Enträthselung der zweiten und dritten Zeile muß sogar Wackernagel „einem Scharfsinnigeren" überlassen, auf den wir wohl noch einige Zeit warten dürften. Bis dahin erlaube ich mir, einige Vorschläge zu machen. Zunächst ist, glaube ich, noch in der ersten Zeile „schelin" zu ändern in „schedin" und der erste Vers so zu interpretiren:

Merket nun recht, welche Dinge eine echte d. h. Ehe scheiden.

Vgl. Weiskes Glossar zum Sachsenspiegel. 2. Aufl. 1853. S. 148. Andres kann vielleicht emendirt werden nach der theilweis entsprechenden lateinischen Glosse zum Sachsenspiegel:

Error, conditio, votum, cognatio, crimen,
Cultus disparitas, vis, ordo, ligamen, honestas.
Si sis affinis, si forte coire nequivis:
Haec socianda vetant connubia, juncta retractant.

So ist offenbar statt „Czwey loube", wie sich aus der Vergleichung mit „cultus disparitas" ergiebt, zu schreiben: Czwey gloube. Verbindet man ferner „uor" mit „wes", so entspricht das verstümmelte Particip „uorwes" in Verbindung mit „kor" d. i. „frühere Wahl" dem votum oder ligamen. Dagegen hat „suche" (Krankheit) in der lateinischen Glosse nichts Entsprechendes. Ferner ergiebt sich für die Worte: „Wer swoger ist odir kalt" aus der Parallelstelle: „Si sis affinis, si forte coire nequivis" die Bedeutung von „kalt" und für die lat. Glosse die Nothwendigkeit, „nequivis" in „nequibis" zu ändern.

Indessen man mag mit diesen Versen fertig werden, wie man will, so wird damit doch noch nicht von einer Einführung der antiken Metra in die deutsche Poesie die Rede sein können. Es sind Aeußerungen des blinden Nachahmungstriebes, in denen die deutschen Worte sich des Verses wegen eine ganz willkürliche Betonung gefallen lassen müssen. Auch spätere Versuche, wie z. B. die Hexameter von J. Clajus*) aus dem Jahre 1578 (Wackernagel, Lesebuch II. Sp. 163 ff.):

Ein Vogel hoch schwebet, der nicht als andere lebet.
Bitte den Herrn Herren: der wird dich gnädig erhören
Und wird dir geben nach dem das ewige Leben.
Gott, sei mein Beistand, barmherziger ewiger Heiland.

können sich noch nicht von der barbarischen Form der leoninischen Verse losmachen und zwän-

*) Dieser Joh. Clajus ist der Verfasser der berühmten und für ihre Zeit ausgezeichneten Grammatik, in der sich auch die oben angeführten Hexameter finden: **Grammatica germanicae linguae M. Joh. Claji Hirtzbergensis Lips. 1578.** Er nennt sich **Hirtzbergensis**, weil er aus Herzberg in der Provinz Sachsen war, was ich wegen Cholevius bemerke, welcher ihn in seiner „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" I. S. 224 sonderbarer Weise zu einem „Hirschberger" macht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gen die deutsche Sprache in das Procrustesbette der antiken Prosodie. So kommen natürlich nur Hexameter für das Auge, aber nicht für das Ohr zu Stande — Hexameter, die ebenso schön klingen, wie das bekannte Distichon auf die Xeniendichter:

In Jena und Weimar macht man Hexameter, wie der ist;
Doch die Pentameter sind noch viel erbärmlicher.

Und doch war Joh. Clajus auf dem richtigen Wege, auf dem man unbeschadet der auf Betonung basirten deutschen Verskunst zu einer Nachbildung der antiken Metra im Deutschen gelangen kann. Der Verfasser des Artikels „Clajus" in der „Encyclopädie für Wissenschaften und Künste" von Ersch und Gruber (Bd. 17. S. 354.) findet zwar des Clajus Theorie der deutschen Verskunst „noch sehr schwankend und unsicher", weil derselbe wohl die Möglichkeit des jambischen und trochäischen Silbenmaßes im Deutschen anerkenne, aber zugleich den Grundsatz aufstelle: Versus non quantitate, sed numero syllabarum mensurantur. Und in der That dürfte es hiernach scheinen, als ob auch Clajus zur Kategorie der Dichter gehöre, deren Technik Harsdörfer in seinen „Frauenzimmer-Gesprächspielen" im 4. Theile S. 151 § 8 folgendermaßen schildert: „Sie beobachten allein die Anzahl der Sylben und der Reime; daß aber eine Silbe lang*), die andere kurz sei, das gilt ihnen gleichviel." Aber die angeführten Worte des Clajus bedeuten im Zusammenhange ganz etwas Andres, als was der gelehrte Mitarbeiter an der Encyklopädie von Ersch und Gruber herausgelesen hat. Die Stelle lautet im Zusammenhange so: Versus non quantitate, sed numero syllabarum mensurantur: sic tamen, ut arsis et thesis observetur, juxta quam pedes censentur aut jambi aut trochaei, et carmen fit vel jambicum vel trochaicum. Syllabae, quae communi pronunciatione non elevantur, sed raptim (tanquam Schwa apud Hebraeos) pronunciantur, in compositione versus nequaquam elevandae sunt; et contra syllabae accentum sustinentes nequaquam deprimendae, sed elevandae sunt". Diese Worte beweisen ganz unzweifelhaft, daß Clajus nicht mehr auf dem Standpunkte der bloßen Silbenzählung stand, sondern dieselbe schon mit Berücksichtigung des Tonwerthes verband. Wenn trotzdem die Hexameter des Clajus so schlecht ausfallen, wie wir oben gesehen haben, so liegt die Schuld gewiß nicht an seiner Theorie, sondern an seiner Praxis.

Von einer wirklichen Einführung der antiken Metra in die deutsche Poesie kann erst die Rede sein, seitdem es bei den deutschen Dichtern Sitte wird, nicht allein die Silben zu zählen, sondern auch den Tonwerth zu berücksichtigen und so Silbenmessung und Silbenzählung zu verbinden, dergestalt daß nunmehr die deutsche Metrik nach Versfüßen geregelt wird, die nach der Analogie mit antiken Namen bezeichnet werden, aber natürlich im Deutschen etwas Andres bedeuten, als im Griechischen und Lateinischen. Das ist aber entschieden erst seit Martin Opitz von Boberfeld der Fall, mit dessen Reform der deutschen Metrik wir uns also zunächst zu beschäftigen haben.

*) Daß hier „lang" nicht im Sinne der Alten, sondern gleichbedeutend mit „betont" und „kurz" gleichbedeutend mit „tonlos" zu nehmen ist, wird sich weiter unten bei der Besprechung des „Poetischen Trichters" ergeben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf